

Zeitschrift: Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art
Band: 28 (1941)
Heft: 4

Artikel: Situation der Architektur 1940 : Antworten auf Entgegnungen
Autor: Meyer, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-86828>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Situation der Architektur 1940» — Antworten auf Entgegnungen

Der Artikel «Situation der Architektur 1940» ist erschienen im Septemberheft des «Werk» Jahrg. 1940 S. 241—251. Eine Antwort darauf im Dezemberheft 1940 S. 365, mehrere Diskussionsbeiträge, ausgewählt von der Redaktionskommission des «Werk» im Februarheft 1941, S. 50—60; ferner haben die «Freunde Neuer Architektur und Kunst» zusammen mit der OG. Zürich des SWB am 13. Februar im Kongresshaus Zürich einen Vortrag von Hans Schmidt, Arch. BSA, Basel, veranstaltet über das Thema «Die moderne Architektur und die Situation 1940».

I.

Der Artikel dieses Titels im Septemberheft hat bei verschiedenen Lesern Widerspruch, bei andern Zustimmung gefunden — das war zu erwarten. Dass er hingegen dem Verfasser persönlich übelgenommen und als Unfall in seiner Einstellung gegenüber der modernen Architektur missdeutet wurde, ist schwer verständlich.

Der Artikel ist etwas schwierig — zugegeben. Denn über die äusserst komplizierte, von den gegensätzlichsten Strömungen, Vorurteilen, Wunschbildern erfüllte Kultursituation der Gegenwart lässt sich schlechterdings nicht mit der souveränen Heiterkeit und stilistischen Einfachheit schreiben, mit der man vielleicht ein scharf begrenztes Detailthema behandeln kann. Der Aufsatz ist für den Leser mühsam, er ist für seinen Verfasser noch um einiges mühsamer gewesen. Trotzdem glaubte sich dieser der, wie vorauszusehen war, undankbaren Aufgabe unterziehen zu müssen — einfach weil sie heute fällig ist.

Um was geht es denn in diesem Aufsatz? Um eine Sondierung des Fundamentes der heutigen Architektur. Dass das eine nach unten und nicht nach oben gerichtete Tätigkeit ist, liegt in der Natur der Sache; ihr Zweck ist trotzdem die Sicherheit des ganzen Gebäudes.

Von den Bemühungen und Errungenschaften der Architektur der letzten Jahrzehnte wird in diesem Aufsatz nichts in Frage gestellt; aber die verschiedenen Architekturströmungen werden im Rahmen der kulturellen Gesamtsituation gezeigt (skizzenhaft, wie das in einem Aufsatz allein möglich ist) — und darin liegt eine gewisse Relativierung — unvermeidlicherweise, denn sie werden dabei von aussen, vom Ganzen her betrachtet, so dass auch die Grenzen ihrer Geltungsbereiche sichtbar werden. Und mit der gleichen Objektivität ist auch der Standort des Historismus im kulturellen Ganzen bestimmt worden, soviel ich weiss zum erstenmal. — Eine derartige Distanzierung des Blickes gegenüber der Gegenwart scheint mir nun zuweilen auch für alle diejenigen höchst wichtig, die sonst gewohnt sind, zu Gunsten der einen oder andern Position Partei zu ergreifen, und man wird dem Schreibenden nicht vorwerfen wollen, sich je der Pflicht zu eindeutiger Stellungnahme gegenüber strittigen Tagesangelegenheiten entzogen zu haben.

Manchen Lesern ist mein Artikel nicht eindeutig genug. Hier wird die, das geistige Leben zersetzende Wirkung jener Literatur deutlich, der es mehr auf leichte

Lesbarkeit und Schlagkraft ankommt, als auf Richtigkeit. Man erwartet Propaganda, und demgegenüber muss freilich jeder Aufsatz kompliziert erscheinen, der eine objektiv komplizierte Situation als solche darstellt. Wie sehr solche Leser Aufsätze überhaupt nur noch unter dem Gesichtspunkt des Propaganda-Effektes lesen können, ist daraus zu ersehen, dass sie den Verfasser von vornherein für den möglichen Missbrauch verantwortlich machen wollen, der mit seinem Aufsatz von irgendwelchen Gegnern der modernen Architektur getrieben werden könnte. Dafür aber sollen die einstehen, die den Missbrauch treiben: mit den Argumenten des «Neuen Bauens» ist nicht weniger Missbrauch getrieben worden, und wir haben uns stets dagegen gewehrt, diesen Missbrauch als ernsthaften Einwand gegen die Modernität gelten zu lassen.

Jene Leser, die in meinem Aufsatz einen Gegensatz zu früher Gesagtem finden wollen, vergessen, dass die Aufgabe des Kritikers der des Arztes gleicht. Auch dieser wird bald das eine, bald das andere Mittel verschreiben müssen, je nach der Krankheit, die er zu behandeln hat — also je nach den von aussen an ihn herantretenden Problemen. Auf diese wird er gerade darum verschieden reagieren, weil er stets und unverrückbar das gleiche will: nämlich heilen, d. h. das organische Gleichgewicht wiederherstellen.

Und nun wollen wir uns kurz mit ein paar Hauptargumenten unserer Gegner auseinandersetzen. — Viele weitere Einwände beantworten sich durch eine nochmalige aufmerksame Lektüre meines Aufsatzes von selbst.

II. Historismus.

Die moderne Architektur der zwanziger und dreissiger Jahre war getragen vom optimistischen Glauben an internationale Organisationen auf rationaler und humanitärer Basis — ob man diese Hoffnungen im einzelnen an die Fahne des Völkerbundes heftete, oder an die des Sozialismus, an den industriellen Fortschritt auf kapitalistischer Basis, oder an irgendwelche religiöse Bewegungen, das können wir auf sich beruhen lassen, denn diese historische Konstellation ist als Ganzes vorbei, einschliesslich aller ihrer Nuancen. Die Würde und Freiheit des Menschen, auf die es uns letztlich allein ankommt, ist heute nicht mehr im Internationalen aufgehoben, sondern im Nationalen — darum stehen wir an der Grenze, im Bewusstsein, mehr zu verteidigen als ein Stück Land. Und darum hat heute das Nationale und in seinem Gefolge die Historie ein unvergleichlich grösseres Gewicht als kultureller Faktor bekommen — das ist eine Tatsache, die nicht von unserer Zustimmung oder Missbilligung abhängt. Dass diese neue Konstellation neue Gefahren enthält, ist ganz selbstverständlich — und gerade darum muss man sich Klarheit über sie verschaffen.

Mir scheint fast, man ruhe in manchen Kreisen noch heute auf den Hoffnungen der zwanziger Jahre aus, man habe noch gar nicht realisiert, wie tief sich seither die ganze kulturelle Situation geändert hat. Wir wollen den Vergleich mit dem Arzt noch etwas weiterspinnen und einmal annehmen, der Historismus sei eine Krankheit wie beispielsweise in manchen Gegenden der endemische Kropf: da ist es doch zunächst zweifellos die erste Aufgabe des Arztes, alle Erscheinungsformen der Krankheit mit geradezu liebevoller Aufmerksamkeit festzustellen, und wenn sich dann ergibt, dass die Krankheit aus dem übernormalen oder unternormalen Funktionieren einer bestimmten, im übrigen lebenswichtigen Drüse stammt, so wird sich seine Aufmerksamkeit in der Folge gerade auf diese Drüse konzentrieren, bis man das Mittel gefunden hat, ihre Anomalie zu beheben. Unterdessen wird man allerdings längst verlernt haben, sich über Kröpfe lustig zu machen. Ich bin überzeugt, dass wir in der Architektur nicht anders vorgehen dürfen. Wir stehen vor der durch nichts aus der Welt zu schaffenden Tatsache, dass der Historismus vor noch nicht zwei Menschenaltern den besten Architekten und gebildetsten Bauherren als die angemessene Art der Architektur erschien — und je unfassbarer uns das heute vorkommt, um so ernstlicher müsste man nach den Gründen einer so überaus befremdlichen Erscheinung fragen — und schon gar, wenn sich verwandte Symptome schon wieder in allen europäischen Ländern bemerkbar machen.

Auch dieser neue Historismus äussert sich oft in abgeschmackten Beispielen — aber eine Fehlentwicklung ist durch die Feststellung ihrer Geschmacklosigkeit so wenig behoben wie der Kropf durch die Missbilligung seines Vorhandenseins. Man hat es auch schon probiert, die ganze Schilddrüse einfach herauszuschneiden: die Patienten sind in der Folge an dieser kompromisslosen Lösung blödsinnig geworden.

Verschiedene Gegner meines Aufsatzes können sich unter dem Begriff «Historismus» nichts anderes vorstellen als die Stilimitationen der Achtzigerjahre — also teutsche Renaissance, Louis seize und Neugotik, und «Tradition» wird als gleichbedeutend angenommen mit «Stilerinnerungen und Formexzessen» — was sie essentiellermassen gerade nicht ist. Aber nur keine Angst vor Wörtern! «Historismus» bedeutet bewusste Bezugnahme auf Vorhandenes, und sonst gar nichts. Ueber die Art dieser Bezugnahme und die Qualität ihrer Ergebnisse ist damit nichts ausgesagt. Im Begriff des Historismus hat sowohl die dumme Nachahmung, die geschmacklose Verballhornung und die industrielle Ausbeutung bestimmter historischer Stilformen Platz, wie auch jede Art pietätvoller Anknüpfung, organischer Weiterentwicklung, geistreicher Pointierung. Um ein unverfängliches Beispiel zu nennen: nicht nur die ganze römische Kunst, sondern auch der romanische Stil ist ein historisierender Stil gewesen, d. h. beide haben bewusst an vorhandene Formen angeknüpft und dann daraus eine spezifische Modernität entwickelt, die alles

andere war als stupide Nachahmung. *Und darauf, auf die Entwicklung einer spezifischen Modernität auf der Grundlage der kulturellen Tradition kommt es an* — von Stilimitationen war in meinem Aufsatz an keiner Stelle die Rede. Die achtziger Jahre werden sich so wenig wiederholen, wie Wasser bergauf läuft — aber auch die zwanziger Jahre mit ihrer Ideologie werden nicht wiederkehren.

Es hat etwas Erschreckendes, und es beleuchtet Abgründe in der Erziehung der heutigen Architektengeneration — aber vielleicht Abgründe in der heutigen Mittelschulbildung überhaupt — dass sich meine Diskussionspartner die Beschäftigung mit der kulturellen Tradition immer nur als Umkehr, als ein «Zurück» in einen durch den Fortschritt überwundenen Zustand vorstellen können. Hier enthüllt sich ein völlig gebrochenes Verhältnis zum Historischen, eine tiefe Desorientiertheit im historischen Raum, man nimmt die Vergangenheit für etwas Totes und Erledigtes — während sie ein nicht wegzudenkender, höchst aktiver Teil der lebendigen Gegenwart ist. *Und darum handelt es sich bei meinen Anmerkungen zur Situation der Architektur nicht um ein Zurück, sondern um ein Vorwärts, um die Bereicherung und Vertiefung der Modernität um bisher vernachlässigte Kategorien. Den letzten Jahrzehnten war es aufgegeben, die Welt der technischen Formen überhaupt erst einmal als mögliches Objekt der ästhetischen Betrachtung und Bearbeitung zur Kenntnis zu nehmen, heute gibt die historische Situation der Architektur den Auftrag, die, eine Zeilang mit Recht, auf die Seite gestellte Welt des Historischen (im umfassendsten Sinn und nicht im Sinn spezieller «Stilformen») neu zu verarbeiten* — und wir müssen uns damit auseinandersetzen, wenn wir schon das Gefühl haben, mit der früheren Aufgabe noch lange nicht fertig zu sein.

III. Wiederverkäufer.

Was E. Streiff über das Verhältnis von Fabrikanten, Wiederverkäufern und Publikum schreibt, ist sicher richtig, nur sind das Erscheinungen der Oberfläche, Mechanismen des äusseren Ablaufs, hinter denen Triebkräfte ganz anderer Art stehen, die von dem geschilderten geschäftlichen Betrieb nach Kräften ausgenützt und missbraucht, nicht aber in ihrem eigenen Wesen aufgehoben werden. Für E. St. ist das Publikum eine urteilslose, geistig passive Masse ohne eigenen Willen und Geschmack, so dass sie von Industrie und Handel nach Massgabe geschäftlicher Vorteile beliebig manövriert werden kann, und die «Wiederverkäufer und Reisenden» werden fast ein wenig zu Diktatoren des Ungeschmacks dämonisiert. Aber gleichen sie — wenn wir ihren schlimmsten Exemplaren schon Böses nachsagen wollen — nicht eher Zuhältern als Diktatoren? solchen, die vorhandene Bedürfnisse ausnützen, nicht aber sie selbst schaffen? Ueber das Geschmacksniveau unserer Zeitgenossen und dieser Wiederverkäufer im besonderen machen wir uns keine Illusionen — aber trotzdem ist es nicht so, dass dem Publikum zu allen Zeiten alles aufgeschwatzt werden könnte.

Dieses Publikum hat freilich keinen erzogenen «Geschmack» — aber es wird von deutlich fühlbaren, wenn auch begrifflich kaum fassbaren, weil zunächst ganz gestaltlosen «Zeitstimmungen» bewegt, von Gefühlströmen bestimmter Richtung. Mit gut oder böse, mit Geschmack oder Ungeschmack, Qualität oder Schund hat das noch gar nichts zu tun — diese Fragen stellen sich erst vor den einzelnen Realisierungen, in denen diese Zeitstimmung ihrer selbst bewusst wird und Form annimmt. Die spezifische Begabung des Einkäufers und des Produzenten besteht nun darin, diejenigen Produkte auszuwählen oder neu zu schaffen, die auf der Linie dieser Zeitstimmung liegen; wer die Wünsche des Publikums raschestens und gleichviel mit welchen Mitteln befriedigt, erntet den geschäftlichen Erfolg. Die ärgsten Geschmacklosigkeiten finden Absatz, wenn sie diese Zeitstimmung treffen — denn in dieser einen, einzigen Hinsicht — als Bewusstmachung latenter Ausdrucksbedürfnisse — kann auch ein Schundprodukt «richtig» sein, und hochwertige Erzeugnisse bleiben daneben liegen, wenn sie diese Resonanz in der Zeitstimmung nicht finden — oder sie bleiben auf eine Elite von besonders geschultem Geschmack beschränkt, wie wir das geschildert haben. Diese Sachlage zu ändern steht in niemandes Macht; statt sie zu verleugnen, sollte man sich resolut mit ihr auseinandersetzen und sie zur Basis aller Reformbestrebungen machen, und darum scheint es mir nötig, dass man sich nicht nur auf das Standardprodukt und seine Ideologie von der technischen Determiniertheit des Gebrauchsgerätes versteift, wie man das die letzten zwanzig Jahre etwas zu einseitig getan hat, dass sich vielmehr gerade auch der Werkbund und dass sich die guten Architekten und Kunstgewerbler ausgesprochenere als bisher und mit gutem Gewissen um die Zeitstimmungen kümmern, statt sie von einer vermeintlich absoluten, für Geschmacks- und Modeschwankungen unerreichbaren Plattform — die es in Wirklichkeit gar nicht gibt — zu verdammern. *Und zwar sollten sich die Genannten nicht nur in ihrem eigenen Interesse darum kümmern, sondern um den Ausdrucksbedürfnissen der Zeit einen reinen, künstlerisch durchgearbeiteten Ausdruck zu geben, statt sie im trüben Strom einer ungepflegten Produktion ersticken zu lassen.*

IV. Monumentalität.

Auf die Ausführungen von Herrn Dr. Stadler zu antworten ist deshalb schwierig, weil uns die Bewunderung der sich zu üppigen Blüten entfaltenden scholastischen Subtilität fast verbietet, in trockener Prosa festzustellen, wieviele offene Türen in diesen Ausführungen aufgestossen werden.

Dass der Gegensatz zu «profan» «sakral» heisst, ist uns zum Beispiel keineswegs unbekannt; nun haben wir aber in früheren Aufsätzen über das Problem der Monumentalität ausführlich nachgewiesen, wie jede Monumentalität in letzter Instanz im Sakralen wurzelt, so dass es sehr wohl

erlaubt ist, für nicht-monumentale Architektur das Wort «profan» zu setzen — in abgekürztem Verfahren gewissermassen, ohne die Glieder, die eine weltliche Monumentalaufgabe mit der Sakralsphäre im engeren Sinn des Wortes verbinden, jedesmal aufzählen zu müssen. Und wenn Dr. St. meint, «Profanarchitektur» und «Monumentalarchitektur» seien so wenig Gegensätze wie Jagdhunde und Rassenhunde, so glaubt er auch hier zu Unrecht, einen Verstoß gegen die Logik aufzudecken, denn ein Jagdhund kann sehr wohl zugleich ein Rassehund sein, während sich profane und monumentale Haltung in der Architektur gegenseitig genau so ausschliessen wie Poesie und Prosa — ich möchte das hierüber deutlich Gesagte nicht wiederholen. Und wenn Dr. St. meint, es gäbe überhaupt kein Bauwerk, das nur monumental und allen «simpl-rationalen Zwecken enthoben» sei, so irrt er auch hier: den Pol nach der Seite der Monumentalität bilden jene praktisch radikal zweckfreien Bauten, die der ganzen Gattung den Namen geben: die Denkmäler, die Monumente. — Und so noch einiges.

Ernsthafter scheint zunächst der Einwand, den Dr. Stadler am Beispiel des klösterlichen Karpfenteiches demonstriert. Aber wer hätte je an der Kontinuität und Abundanz des Seins gezweifelt? Jedenfalls nicht der Schreibende. Die Schwierigkeit liegt aber doch darin, dass wir vor der ganzen in Unordnung geratenen Fülle der praktischen und geistigen Anforderungen stehen, und nicht wissen, wie wir sie auf die einzelnen verschiedenen Bauaufgaben verteilen sollen. Und darum kommt es vor allem auf die Grenzziehung, die Unterscheidung an — dass alle Aufgaben durch Zwischenformen und Uebergänge zusammenhängen und dass alle genannten Anforderungen mehr oder weniger an allen Bauaufgaben teilhaben, dass also auch Stall und Fabrik letzten Endes die Weltordnung spiegeln, daran ist kein Zweifel — aber im «Mehr oder Weniger» liegt das Problem.

Dass heute die Grenze zwischen monumentaler und profaner Haltung anders verläuft als zur Zeit der mittelalterlichen und barocken Klosterbauten, ist nicht zu bestreiten. Damals war schlechthin alles, auch noch das Geringste, was mit der geheiligten Person eines weltlichen oder geistlichen Fürsten auch nur von ferne in Berührung kam, durchtränkt von dessen Monumentalanspruch. Nicht nur Palast, Karpfenteich und Pferdeshwemme, auch noch Kleidung, Waffe und Besteck war aufs reichste verziert, die Badewanne musste die Gestalt einer verzierten Chaiselongue annehmen, um sich ins Ameublement des Schlafsaales einzufügen, und ein Nachtstuhl in Form eines reich geschnitzten, vergoldeten, seidengepolsterten Fauteuils suchte den Monumentalanspruch noch im irdischsten aller Augenblicke aufrechtzuerhalten. Heute geben wir in dieser Hinsicht grosszügiger dem Kaiser, was des Kaisers ist — will sagen der Welt, was weltlich ist. Gerade aus einem wacheren Wissen um die «Kontinuität des Seins» sind heute Gebrauchsgerät und Gebrauchsarchi-

tektur — wenn man so sagen darf — von dem früheren Monumentalanspruch entlastet, ohne dass in dieser sauberen Trennung eine Verneinung des Anspruchs auf Würde überhaupt liegen würde. Aber die Welt des Irdisch-Profanen ist uns als eigenständiges Gebiet von eigener, profaner Würde deutlich geworden, und wir sehen heute klar, wie die Vermischung der Rangspähren gerade die Ursache der Architekturkatastrophe des XIX. Jahrhunderts war. Weltliche Fürsten jedenfalls gehen heute ohne weiteres Zeremoniell und ohne sich im Pathos ihres Ranges geschmälert zu fühlen, auf einen Locus, der mit den gleichen technisch-gediegenen, aber schmucklosen Geräten ausgestattet ist wie der eines wohlhabenden Privatmannes, sie benützen die gleichen Sportgeräte, und wenn sie sich allenfalls operieren lassen, so legen sie keinen Wert auf festlich dekorierte Operationssäle. Diese Differenzierung der Formen in monumentale und profane (= nicht-monumentale) betrifft nicht nur das Gebrauchsgerät, sondern auch die Architektur — wir können und wollen uns nicht ins Mittelalter zurückstilisieren, unbeschadet unserer Bewunderung für seine Bauten. Das mittelalterliche Kloster war eine Stadt im kleinen, es umfasste alle Bauaufgaben von den höchsten bis zu den geringsten, von der Kirche bis zu Fischteich, Bierbrauerei, Stall. Und auch heute wird die Totalität des menschlichen Daseins eben nicht schon durch jedes Einzelgebäude vertreten, sondern durch die Gesamtheit der Bauten, mit denen jeder Einzelne in Berührung kommt. Die technisch-wissenschaftlichen Neuerungen, die die Ursache dieser viel stärkeren Differenzierung sind, sind nicht nur ein materieller Fortschritt, sondern eine geistige Errungenschaft, die durch keinen Missbrauch degradiert wird, den unsere Gegenwart damit treibt. Und diese Spezialisierung der Bauaufgaben ist so lange kein Unglück, als man sich ihrer bewusst bleibt — gefährlich wird sie erst, wenn man den Teil fürs Ganze nimmt. Deshalb braucht man auch nicht zu befürchten, dass die architektonische Differenzierung der Bautypen, der wir das Wort geredet haben, die Einheit des Zeitstils gefährden könnte: diese Einheit reintegriert sich oberhalb der verschiedenartigen Glieder von selbst, und sie wird aus einer grösseren historischen Distanz sichtbar werden, selbst wenn sie den Zeitgenossen entgehen sollte.

V. Gute Stühle.

Zum Beitrag Kadler-Vögeli lediglich zwei Anmerkungen: Darüber, dass die Firma Horgen-Glarus mit ihren schönen, einfachen, wirklich guten Stuhlmodellen in allen Kreisen der Bevölkerung Erfolg hat, kann sich niemand aufrichtiger freuen als der Schreibende — ist es doch ein Beweis dafür, dass der Geschmack des Publikums gar nicht so hoffnungslos schlecht ist.

Unsere Behauptung, dass die Stahlstühle der 20er und 30er Jahre «internationale Architektur» symbolisierten,

enthält weder Lob noch Tadel, sondern die Feststellung einer stilgeschichtlichen Tatsache.

VI. «Nordwind»

In einer der Gegenäusserungen ist auch dieses Argument aufgetreten — es wurde von der Redaktionskommission ohne Zutun des Redaktors gestrichen — und das ist eigentlich schade. Denn selbstverständlich muss auch dieser Zusammenhang überlegt werden. Dass die Entwicklung der Architektur von den alten Aegyptern an vom Verlauf der Weltgeschichte nicht ganz unabhängig war, lässt sich kaum übersehen, und so besteht in der Tat ein gewisser Zusammenhang zwischen meinem Aufsatz und der geschichtlichen Situation der Gegenwart.

Es wäre naiv zu glauben, die Bedürfnisse nach Monumentalität und nach Traditionsverbundenheit seien spezifisch nationalsozialistische Angelegenheiten, weil sie heute gerade in Deutschland ins Kolossale und Fiebrige aufgepeitscht und politisch ausgebeutet werden: sie sind dies so wenig wie der Siedlungsbau dadurch zur spezifisch sozialistischen Angelegenheit wurde, dass er in den zwanziger Jahren vorzugsweise von sozialistischen Stadtverwaltungen betrieben wurde; denn die taten damit nur, was auch jedes andere Regime aus der vorhandenen Situation heraus hätte tun müssen. Und Fabriken, Krannnen, Eisenbahnen sehen genau gleich aus, ob sie kapitalistisch oder kommunistisch sind. Es hiesse den Diktatoren wahrhaft göttergleiche Schöpferkräfte zuschreiben, wollte man annehmen, sie könnten auch noch neue Geschmacksrichtungen aus dem Nichts zaubern; in Wirklichkeit sind sie doch wohl eher den oben behandelten «Einkäufern» verwandt: sie haben die Nase für die latent vorhandenen Wünsche und Möglichkeiten, sie geben diesen — vor allem im Politischen, aber nebenher auch im Kulturellen — die äussere Form, und nützen sie dabei nach Kräften für ihre machtpolitischen Zwecke aus. So hat schon Napoleon den längst vor ihm vorhandenen und ursprünglich römisch-republikanisch gemeinten Klassizismus zum Ausdruck des Kaisertums ins «Empire» abgebogen.

Der «Nordwind» hat für uns allerdings das Belehrende, zu zeigen, zu welchen gewaltsamen Kurzschlusslösungen man schliesslich kommt, wenn man die verschiedenen organischen Aeusserungsbedürfnisse zugunsten einer doktrinär einseitigen Modernität unterdrückt. Gerade für das Monumentalproblem und die volkstümliche Architektur müssen essentiell moderne Lösungen gefunden werden, denn nur wenn man sich mit den Problemen befasst, hat man ihre Lösung in der Hand. Will man aber die Aufgaben als solche überhaupt nicht sehen, so schraubt man die Ventile zu und «verdrängt man die Verrechnung gegensätzlicher Positionen vom Feld der (— wir fügen bei: essentiell demokratischen —) Diskussion auf das der Rache» — wie im Anfang meines angefeindeten Artikels steht (S. 241).